

Leseprobe aus:

**Jeffrey Eugenides**  
**Die Selbstmord-Schwestern**

(Seite 7 - 17)



An dem Morgen, als die letzte Lisbon-Tochter Selbstmord beging – Mary diesmal, mit Schlaftabletten wie Therese –, wussten die Sanitäter schon genau, wo die Schublade mit den Messern war, wo der Gasherd und wo im Keller der Balken, an dem man das Seil festbinden konnte. Wie immer viel zu langsam, unserer Meinung nach, stiegen sie aus dem Rettungswagen, und der Dicke murmelte tonlos: «Wir sind hier nicht im Fernsehen, Leute. Schneller geht's nun mal nicht bei uns.» Vorbei an den bis ins Monströse gewachsenen Büschen trug er das schwere Atemgerät über den verwilderten Rasen, der vor elf Monaten, als die Geschichte begonnen hatte, zahm und akkurat gepflegt gewesen war.

Cecilia, die Jüngste, erst dreizehn, war als Erste gegangen, indem sie sich wie eine Stoikerin im Bad die Pulsadern aufgeschlitzt hatte, und als die Sanitäter sie in ihrem rosafarbenen Wasser liegen sahen, mit Augen, die gelb waren wie die einer Besessenen, ein kleiner Körper, der den Geruch einer reifen Frau verströmte, waren sie über Cecilians tiefe Gelöstheit so erschrocken, dass sie erst einmal wie hypnotisiert stehen blieben. Aber dann stürzte schreiend Mrs. Lisbon herein, und die Realitäten des Raums kamen wieder zu ihrem Recht: Blut auf der Badematte; Mr. Lisbons Rasiermesser im rot marmorierten Wasser in der Toilettenschüssel. Die Sanitäter holten Cecilia aus dem warmen Wasser, das den Blutfluss beschleunigte, und legten ihr einen Druckverband an. Das nasse Haar fiel ihr den Rücken hin-

unter, und ihre Extremitäten waren schon blau. Sie sagte kein Wort, aber als sie ihr die Hände auseinander zogen, fanden sie das Lackbildchen der Jungfrau Maria, das sie an ihren knospenden Busen gedrückt hielt.

Das war im Juni, in der Schlammfliegenzeit, wenn unser Städtchen alljährlich in der Schlacke dieser kurzlebigen Insekten versinkt. In Wolken steigen sie von den Algen im verschmutzten See auf und verdunkeln die Fenster, überziehen Autos und Straßenlampen, pflastern die städtischen Hafenanlagen und hängen sich girlandenartig in die Takelage der Segelboote, fliegender Abschaum von ewig gleicher, brauner Allgegenwart. Mrs. Scheer, die ein paar Häuser weiter wohnt, erzählte uns, sie habe Cecilia am Tag vor ihrem Selbstmordversuch noch gesehen. Das Mädchen stand in dem altmodischen Hochzeitskleid mit dem abgetrennten Saum, das sie immer anhatte, am Bordstein und musterte einen Thunderbird, der völlig von Fliegen eingehüllt war. «Am besten holst du einen Besen, Kind», riet Mrs. Scheer. Aber Cecilia fixierte sie nur mit ihrem spiritualistischen Blick. «Sie sind tot», sagte sie. «Sie leben nur vierundzwanzig Stunden. Sie schlüpfen aus, vermehren sich, und dann krepieren sie. Sie kommen nicht mal zum Fressen.» Dann tauchte sie die Hand in die schaumige Fliegenmasse und schrieb ihre Initialen hinein – C. L.

Wir haben versucht, die Fotografien chronologisch zu ordnen, obwohl das nach so vielen Jahren schwierig war. Einige sind unscharf, aber dennoch aufschlussreich. Beweisstück Nr. 1 zeigt das Haus der Familie Lisbon kurz vor Cecilias Selbstmordversuch. Es wurde von einer Immobilienmaklerin aufgenommen, Ms. Carmina D'Angelo, die Mr. Lisbon beauftragt hatte, das Haus zu verkaufen, da es für seine große Familie seit langem schon zu eng geworden war. Das Schieferdach hatte, wie die Aufnahme zeigt, noch nicht begonnen, seine Schindeln abzuwerfen,

die Veranda war noch sichtbar über den Büschen, und die Fenster wurden noch nicht mit Kreppband zusammengehalten. Ein komfortables Haus in der Vorstadt. Im rechten Fenster des ersten Stockwerks ist eine verschwommene Silhouette zu sehen, die Mrs. Lisbon als die Mary Lisbons identifizierte. «Sie hat sich immer die Haare toupiert, weil sie fand, sie seien zu dünn», sagte sie Jahre später, als sie sich erinnerte, wie ihre Tochter während ihrer kurzen Erdenzeit ausgesehen hatte. Auf dem Foto föhnt sich Mary gerade das Haar. Ihr Kopf scheint in Flammen zu stehen, aber das ist eine optische Täuschung. Es war der dreizehnte Juni, achtundzwanzig Grad, strahlender Sonnenschein.

Als sich die Sanitäter überzeugt hatten, dass der Blutstrom zu einem Rinnsal gedrosselt war, legten sie Cecilia auf eine Trage und brachten sie aus dem Haus zum Krankenwagen in der Einfahrt. Sie sah aus wie eine kleine Kleopatra auf einer kaiserlichen Sänfte. Zuerst sahen wir den schlaksigen Sanitäter mit dem Wyatt-Earp-Schnurrbart herauskommen – den wir «Sheriff» nannten, nachdem wir ihn infolge dieser häuslichen Tragödien näher kennen gelernt hatten. Dann erschien der Dicke, der das hintere Ende der Bahre trug. Er stetzte vorsichtig durchs Gras, den Blick auf seine Schuhe aus dem Polizeifundus gesenkt, als hielt er nach Hundescheiße Ausschau; später, als wir mit dem Ablauf etwas besser vertraut waren, wussten wir, dass er den Blutdruckmesser im Auge behielt. Schwitzend und schwankend bewegten sie sich auf den zitternden, lichterblinkenden Wagen zu. Der Dicke stolperte über ein einsames Krockettor. Rachsüchtig trat er danach; das Törchen sprang aus dem Rasen, ließ eine Erdfontäne sprühen und fiel klirrend auf die Auffahrt. Derweil stürzte Mrs. Lisbon mit Cecilias Flannellnachthemd im Schlepp auf die Veranda hinaus und stieß einen langen Klageschrei aus,

der die Zeit stillstehen ließ. Auf dem grell leuchtenden, überbelichteten Rasen unter den schütter werdenden Bäumen erstarrten die vier Gestalten zum Tableau: die zwei Sklaven, die das Opfer zum Altar emporstemmten (die Trage in den Wagen hoben), die Priesterin, die die Fackel schwang (mit dem Flanellnachthemd wedelte), und die benebelte Jungfrau, die sich mit einem unirdischen Lächeln um die bleichen Lippen auf ihren Ellbogen aufrichtete.

Mrs. Lisbon fuhr hinten im Rettungswagen mit, Mr. Lisbon folgte unter Beachtung der Geschwindigkeitsbegrenzung mit dem Kombi. Zwei der Lisbon-Töchter waren unterwegs, Theresa in Pittsburgh auf einem wissenschaftlichen Kongress, Bonnie in einem Musik-Camp, wo sie Flöte lernen wollte, nachdem sie Klavier (zu kurze Finger), Geige (Schmerzen am Kinn), Gitarre (Schmerzen an den Fingern) und Trompete (geschwollene Oberlippe) aufgegeben hatte. Mary und Lux waren, als sie die Sirene hörten, sofort von der Gesangsstunde bei Mr. Jessup, der gegenüber wohnte, nach Hause gerannt. Als sie in das überfüllte Badezimmer stürzten, waren sie beim Anblick Cecílias mit den blutbespritzten Unterarmen und in heidnischer Nacktheit so entsetzt wie ihre Eltern. Draußen umarmten sie einander auf dem Flecken ungemähten Rasens, den Butch, der bullige Junge, der ihn samstags immer mähte, übersehen hatte. Auf der anderen Straßenseite befasste sich eine Wagenladung Männer von der Parkverwaltung mit einigen unserer sterbenden Ulmen. Mit heulender Sirene entfernte sich der Rettungswagen. Der Botaniker und seine Leute senkten ihre Insektizidspritzen und sahen dem Wagen nach. Als er verschwunden war, spritzten sie weiter. Die stattliche Ulme, auf Beweisstück Nr. 1 noch im Vordergrund zu sehen, ist seither dem vom Ulmensplintkäfer verbreiteten Pilz zum Opfer gefallen und musste gefällt werden.

Die Sanitäter brachten Cecilia ins Bon-Secours-Krankenhaus in der Kercheval Street Ecke Maumee. Auf der Unfallstation beobachtete Cecilia die Bemühungen um ihr Leben mit gespenstischer Gleichgültigkeit. Ihre gelben Augen blieben starr, und sie zuckte nicht einmal, als man ihr eine Spritze in den Arm stieß. Dr. Armonson nähte die Wunden an ihren Handgelenken. Fünf Minuten nach der Transfusion erklärte er sie für außer Lebensgefahr. Er fasste ihr freundlich unters Kinn und sagte: «Was tust du überhaupt hier, Kindchen? Du bist ja noch nicht einmal alt genug, um zu ahnen, wie hart das Leben mal wird.»

Und da verkündete Cecilia mündlich, was, wie sich zeigen sollte, ihre einzige und im Übrigen auch sinnlose Form eines Abschiedsbriefs war, da sie ja überlebt hatte. «Offensichtlich», sagte sie, «waren Sie nie ein dreizehnjähriges Mädchen.»

Die Lisbon-Mädchen waren dreizehn (Cecilia), vierzehn (Lux), fünfzehn (Bonnie), sechzehn (Mary) und siebzehn (Therese). Sie waren klein, Hintern rund in Jeans, und die runden Wangen nahmen die rückwärtige Weichheit wieder auf. Wenn wir sie sahen, wirkten ihre Gesichter stets unanständig entblößt, so als wären wir es gewöhnt, Frauen nur verschleiert zu sehen. Niemand konnte verstehen, wie Mr. und Mrs. Lisbon es geschafft hatten, so schöne Kinder hervorzubringen. Mr. Lisbon war Mathelehrer an der Highschool. Er war dünn, jungenhaft, selbst fassungslos über sein graues Haar. Er hatte eine hohe Stimme, und als Joe Larson uns erzählte, wie er geweint hatte, als später Lux nach ihrem Selbstmord ins Krankenhaus geschafft wurde, konnten wir uns den Klang seines Mädchenweins leicht vorstellen.

Wenn wir Mrs. Lisbon sahen, hielten wir vergeblich nach einem Anzeichen der Schönheit Ausschau, die sie einmal beses-

sen haben musste, doch die dicklichen Arme, das lieblos geschnittene Stahlwollhaar und die Bibliothekarinnenbrille wideretzten sich stets unseren Bemühungen. Wir sahen sie nur selten, morgens, wenn sie gänzlich angezogen, obwohl die Sonne noch gar nicht aufgegangen war, aus dem Haus trat, um die taufeuchten Milchkartons hereinzuholen, oder sonntags, wenn die Familie in ihrem holzverkleideten Kombi zur katholischen Paulskirche am See fuhr. Dann gab Mrs. Lisbon sich immer königlich eisig. Ihre gute Handtasche unterm Arm, suchte sie im Gesicht jeder Tochter nach Spuren von Schminke, ehe sie ihr erlaubte, sich in den Wagen zu setzen, und es war nichts Ungewöhnliches, dass sie Lux mit dem Befehl ins Haus zurückschickte, eine weniger offenherzige Bluse anzuziehen. Wir gingen alle nicht zur Kirche und hatten daher viel Zeit, sie zu beobachten: die beiden Eltern farblos wie Negative und dann die fünf funkelnden Töchter, deren schwellendes Fleisch die selbst geschneiderten Kleider mit den ganzen Spitzen und Rüschen zu sprengen drohte.

Nur ein einziger Junge hatte je ins Haus gedurft. Peter Sissen hatte Mr. Lisbon beim Anbringen eines Modells des Sonnensystems im Klassenzimmer geholfen und war dafür von Mr. Lisbon zum Abendessen eingeladen worden. Er erzählte uns, die Mädchen hätten ihn dauernd unterm Tisch getreten, aus sämtlichen Richtungen, sodass er nicht sagen konnte, welche es gewesen war. Sie warfen ihm mit ihren fiebergläänzenden blauen Augen lächelnde Blicke zu und zeigten dabei ihre zu eng stehenden Zähne, der einzige Schönheitsfehler, den wir je an den Lisbon-Mädchen entdecken konnten. Lediglich Bonnie bedachte Peter Sissen nicht mit heimlichen Blicken und Tritten. Sie sprach nur das Gebet und verzehrte, in die Frömmigkeit einer Fünfzehnjährigen versunken, schweigend ihr Essen. Nach dem Essen bat Peter Sissen, auf die Toilette gehen zu dürfen, und da sich The-

rese und Mary kichernd und tuschelnd in der unteren aufhielten, musste er nach oben, in die der Mädchen. Später berichtete er uns von Schlafzimmern voll zerknüllter Höschen, von Stofftieren, die in der leidenschaftlichen Umarmung der Mädchen zu Tode gedrückt worden waren, von einem Kruzifix, über dem ein Büstenhalter hing, von Himmelbetten hinter Gazewolken und den Körpergerüchen dieser vielen jungen Mädchen, die alle zusammen in dieser Enge zu Frauen heranreiften. Im Badezimmer, wo er den Wasserhahn aufdrehte, um die Geräusche seiner Suche zu kaschieren, entdeckte Peter Sissen unterm Waschbecken in einer Socke Mary Lisbons geheimes Kosmetikarsenal. Röhren mit rotem Lippenstift, die zweite Haut aus Rouge und Puder und das Enthaarungswachs, das uns verriet, dass sie einen Schnurrbart hatte, was uns nie aufgefallen war. Tatsächlich erfuhren wir erst, wessen Make-up Peter Sissen gefunden hatte, als wir zwei Wochen später auf dem Pier Mary Lisbon sahen, mit knallrotem Mund, dessen Farbton dem seiner Beschreibung entsprach.

Er registrierte Deos und Parfums und Reinigungspads zum Abrubbeln toter Haut, und mit Überraschung, da wir geglaubt hatten, bei Mädchen seien abendliche Spülungen so üblich wie das Zähneputzen, hörten wir, dass es nirgends einen Spülapparat gab. Doch unsere Enttäuschung war schon in der nächsten Sekunde vergessen, als Sissen uns von einer Entdeckung berichtete, die unsere kühnsten Vorstellungen übertraf. Im Mülleimer hatte ein Tampax gelegen, rot befleckt, noch frisch vom Körperinneren eines der Lisbon-Mädchen. Sissen sagte, er habe es uns mitbringen wollen, es sei gar nicht eklig, sondern richtig schön, man müsse es sehen wie ein modernes Gemälde oder so was, und dann erzählte er uns, im Schrank habe er zwölf Packungen Tampax gezählt. Erst da hatte Lux an die Tür geklopft und

gefragt, ob er ins Klo gefallen sei, und er hatte ihr schleunigst geöffnet. Ihr Haar, das sie beim Essen mit einer Spange getragen hatte, fiel ihr offen über die Schultern. Sie trat nicht gleich ins Badezimmer, sondern sah ihm in die Augen. Dann drängte sie sich mit ihrem Hyänenlachen an ihm vorbei und sagte: «Hast du's endlich? Ich brauch hier was.» Sie ging zum Schrank, blieb stehen und verschränkte die Hände auf dem Rücken. «Ich wär gern allein, wenn du nichts dagegen hast», sagte sie, und Peter Sissen rannte mit rotem Kopf die Treppe hinunter, und nachdem er sich bei Mr. und Mrs. Lisbon bedankt hatte, machte er sich davon, um uns zu erzählen, dass eben jetzt, in diesem Moment, da die Fliegen den Himmel verschmutzten und die Straßenlampen angingen, Lux Lisbon zwischen den Beinen blutete.

Als Paul Baldino die Geschichte Peter Sissens hörte, schwor er, er werde in das Haus der Lisbons hineinkommen und noch viel unvorstellbarere Dinge sehen als Sissen. «Ich schau den Mädchen beim Duschen zu», gelobte er. Schon mit vierzehn hatte Paul Baldino den Gangsterwanst und die Killervisage seines Vaters, Sammy «the Shark» Baldino, und der Männer, die in dem großen Haus mit den zwei steinernen Löwen beiderseits der Treppe ein und aus gingen. Er bewegte sich mit der trägen Arroganz von Großstadtgeiern, die nach Eau de Cologne rochen und manikürte Nägel hatten: Wir hatten einen Heidenrespekt vor ihm und seinen beeindruckenden schwabbeligen Vettern, Rico Manollo und Vince Fusilli, und das nicht nur, weil sein Haus immer wieder mal in der Zeitung abgebildet war oder wegen der kugelsicheren schwarzen Limousinen, die lautlos die geschwungene Auffahrt mit den aus Italien importierten Lorbeerbäumen hinaufglitten, sondern wegen seiner dunklen Augenringe, seiner Mammuthüften und seiner auf Hochglanz geputzten schwarzen

Schuhe, die er sogar beim Baseball trug. Er hatte sich schon früher auf verbotenes Terrain gewagt, und wenn auch die Berichte, die er mitbrachte, nicht immer zuverlässig waren, beeindruckte uns doch sein späherischer Mut. In der sechsten Klasse, als die Mädchen alle in die Aula mussten, weil ihnen ein besonderer Film gezeigt werden sollte, war es Paul Baldino gewesen, der sich dort eingeschlichen und in der alten Wahlkabine versteckt hatte, um uns erzählen zu können, wovon er handelte. Wir standen fußescharrend auf dem Schulhof und warteten auf ihn, und als er endlich kam, auf einem Zahnstocher kauend und mit dem goldenen Ring an seinem Finger spielend, waren wir atemlos vor Spannung.

«Ich hab den Film gesehen», sagte er. «Ich weiß jetzt, worum's geht. Hört euch das mal an! Wenn Mädchen zwölf oder so werden» – er beugte sich zu uns her –, «fangen ihre Titten an zu bluten.»

Obwohl wir inzwischen gescheiter geworden waren, flößte Paul Baldino uns noch immer Furcht und Respekt ein. Seine Nilpferdhüften waren noch massiger geworden, und die Schatten unter seinen Augen hatten sich zu einem Farbton aus Zigarrenasche und Schlamm verdunkelt, sodass er aussah, als hätte er den Tod kennen gelernt. Um diese Zeit ungefähr tauchten die Gerüchte über den Fluchttunnel auf. Einige Jahre zuvor war hinter dem Stacheldrahtzaun der Baldinos, an dem zwei identische weiße Schäferhunde patrouillierten, eines Morgens eine Gruppe Arbeiter erschienen. Sie hängten Zeltplanen über Leitern, um sich nicht bei der Arbeit zuschauen zu lassen, und nach drei Tagen, als sie die Zeltplanen abnahmen, stand dort mitten auf dem Rasen ein künstlicher Baumstamm. Er war aus Zement, hatte einen Anstrich, der Rinde vortäuschte, ein falsches Astloch und zwei abgehauene Äste, die mit der Inbrunst von Amputa-

tionsstümpfen zum Himmel wiesen. In der Mitte des Baums war ein Keil herausgesägt, der ein Metallgitter enthielt.

Paul Baldino behauptete, es sei ein Grill, und wir glaubten ihm. Aber mit der Zeit fiel uns auf, dass er nie benutzt wurde. In den Zeitungen stand, der Bau des Grills habe 50 000 Dollar gekostet, aber nicht ein einziger Hamburger oder Hotdog wurde je darauf gegart. Bald ging das Gerücht um, der Baumstumpf sei ein Fluchttunnel, er führe zu einem Versteck am Fluss, wo Sammy the Shark ein Schnellboot liegen habe, und die Arbeiter hätten die Zeltbahnen nur aufgehängt, um die Grabungsarbeiten geheim zu halten. Und dann, ein paar Monate nachdem das Gemunkel begonnen hatte, tauchte Paul Baldino plötzlich bei allen möglichen Leuten aus der Kanalisation im Keller auf. Mit einem grauen Staub überzogen, der wie freundliche Scheiße roch, kam er bei Chase Buell zum Vorschein; er zog sich in Danny Zinns Keller hinauf, diesmal mit Taschenlampe, Baseballschläger und einer Tüte mit zwei toten Ratten; und schließlich landete er auf der anderen Seite von Tom Faheems Boiler, den er dreimal scheppernd anschlug. Uns erklärte er jedes Mal, er habe die Hochwasserrohre unter seinem eigenen Haus erforschen wollen und sich dabei verirrt, aber allmählich kam uns der Verdacht, dass er im Fluchttunnel seines Vaters spielte. Als er damit angab, er werde den Lisbon-Mädchen beim Duschen zuschauen, waren wir alle überzeugt, dass er bei den Lisbons genauso wie in die anderen Häuser eindringen würde. Wir haben nie genau erfahren, was passierte, obwohl die Polizei Paul Baldino über eine Stunde lang verhörte. Er erzählte ihnen nur, was er auch uns erzählte. Er sagte, er sei in das Kanalrohr unter seinem Keller gekrochen und sei losmarschiert, immer jeweils ein paar Schritte. Er beschrieb den überraschenden Umfang der Rohre, die Kaffeebecher und Zigarettenstummel, die die Arbei-

ter liegen gelassen hatten, und die Kohlezeichnungen nackter Frauen, die Höhlenmalereien ähnelten. Er berichtete, er habe die Rohre ganz beliebig gewählt, und unter den Häusern habe er riechen können, was die Leute oben gerade kochten. Schließlich war er durch den Abfluss im Keller der Lisbons an die Oberfläche gestiegen. Nachdem er sich gesäubert hatte, suchte er im Erdgeschoss nach Leuten, aber niemand war da. Rufend ging er durch die Zimmer. Er stieg die Treppe in den ersten Stock hinauf. Hinten im Flur hörte er Wasser rauschen. Er näherte sich der Tür zum Badezimmer. Er behauptete steif und fest, er habe geklopft. Und dann erzählte Paul Baldino, wie er ins Badezimmer getreten sei und Cecilia gefunden habe, nackt, aus den Handgelenken sei Blut gesickert, und nach dem ersten Schrecken sei er hinuntergerannt, um sofort die Polizei zu alarmieren, wie sein Vater ihm das beigebracht habe.

Die Sanitäter entdeckten das laminierte Bild natürlich zuerst, und in der Hektik steckte es der Dicke einfach ein: Erst im Krankenhaus dachte er daran, es Mr. und Mrs. Lisbon zu geben. Cecilia war da schon außer Gefahr, und Mr. Lisbon dankte dem Sanitäter, dass er seiner Tochter das Leben gerettet hatte. Dann drehte er das Bild herum und las, was auf der Rückseite stand:

*Die Jungfrau Maria ist in unserer Stadt erschienen, um einer zerfallenden Welt ihre Friedensbotschaft zu bringen. Wie in Lourdes und Fatima hat die Heilige Jungfrau sich Menschen wie Ihnen gezeigt. Wenn Sie nähere Informationen wünschen, rufen Sie 555 – MARY.*

Mr. Lisbon las den Text dreimal. Dann sagte er niedergeschlagen: «Wir haben sie getauft, wir haben sie konfirmiert, und jetzt glaubt sie diesen Mist.»